

Essaysammlung

Arbeitsphilosophien «in a nutshell»

Professorinnen und Professoren über Studium
und wissenschaftliches Arbeiten



© 2011 Universität Luzern

Idee und Redaktion: Michel Comte, Zentrum Lehre, Universität Luzern

Illustration: Rahel Winiger

Layout: Maurus Bucher, Stelle für Öffentlichkeitsarbeit, Universität Luzern

ISBN 978-3-033-02892-0

Inhalt

Einleitung von Michel Comte	5
Forschung als intellektuelles Abenteuer von Paolo Becchi	9
Zwischen Nähe und Distanz: Warum Wissenschaft – warum Ethnologie? von Bettina Beer	15
Morgenschlaf, <i>caffè latte</i> und das Metier der Studierenden von Lucas Burkart	19
Visuelles Lernen und Leserführung als Arbeitstechniken wissenschaftlichen Denkens und Schreibens von Andreas Eicker	23
Über die Freude an der wissenschaftlichen Arbeit von Paul Eitel	29
Unrat von Christoph Hoffmann	33
Das Abenteuer des Lernens von Verena Lenzen	37
Zwei, drei Dinge, die mir in der Geschichtswissenschaft wichtig sind von Aram Mattioli	41
Von Scheinriesen und der Kraft der Disziplin von Roland Norer	45
Neugier beim juristischen Schreiben von Jörg Schmid	49
In Farbe denken von Franco Taisch	53
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	57

Einleitung

von Michel Olivier Comte

Wie denken und arbeiten Forscherinnen und Forscher? Wie erleben sie Erkenntnisdrang? Wie motivieren sie sich für langwierige Recherche- und Schreibprozesse, deren Verlauf und Ergebnis ungewiss sind? Und was sagen sie über die Bedeutung des Studiums? Diese und verwandte Fragen sowie dazu gehörende Antworten sind das Thema der vorliegenden Publikation.

Ziel ist es, das «Abenteuer» Forschung v.a. für Studierende, aber auch andere Interessierte, greifbarer zu machen. Die Universität ist Ort des Nachdenkens, des Prüfens von Fragen und Antworten. Sie ist der moderne Ort der Suche nach Wahrheit. Forschung und Lehre dienen beide diesem einen Zweck: dem Erkenntnisgewinn. Als die profiliertesten Akteure der Universität stehen hier Professorinnen und Professoren im Zentrum der Aufmerksamkeit. Auf den folgenden Seiten werden sie nicht durch die Resultate ihrer Forschung, sondern als Persönlichkeiten sichtbar. Ihre hier versammelten Essays regen an zum Nachdenken über eigene Lernmotivationen und -strategien, über Kreativität, Ausdauer und vieles mehr.

Wir hoffen auch, Lust zu machen auf das «Abenteuer» Studium und Forschung. Die Illustrationen von Rahel Winiger eignen sich dazu hervorragend. Sie hat übergreifende Themen eindrücklich und humorvoll illustriert. Wählen wir eine romantische Lesart ihrer Bilder, so sehen wir uns bald mit wenig Gepäck, aber vielen Fragen, für eine Reise einschiffen, die nicht ohne Anstrengungen, dafür umso eindrucksvoller verlaufen wird. Nach der ersten Passage betreten wir unvertrautes Gelände. Wir orientieren uns an vereinzelt vorhandenen Wegweisern (verfasst in Sprachen, die wir zuhause studiert haben) bis sich vor uns unwegsames Terrain auftut und wir nur noch Fährten folgen können, die wir mühsam identifizieren. Berge und Sümpfe schrecken uns nicht, das «feu sacré» treibt uns an. Mit der Zeit wird uns die Umgebung vertrauter, wir fertigen Karten davon an. Die Ahnung, der wir bislang gefolgt sind, verdichtet sich und wir ruhen nicht, bis Antworten letztlich gefunden und, zwar nicht erlegt, wohl aber dokumentiert sind. Wir sind nicht mehr dieselbe Person, als die wir aufgebrochen sind und schliessen uns, anstatt in den sicheren Hafen zurückzukehren, einer Expedition an, die uns wieder hinein führt in noch unbekanntes Land.

Die Vorgaben für die folgenden Beiträge wurden bewusst offen gehalten. Entstanden ist ein diverses, sehr anregungsreiches Ensemble: das Angebot an Überlegungen reicht von konkreten Ratschlägen für das Studium (wie lerne, wie schreibe ich?) und die Studienfachwahl, über Gedanken zur Bedeutung der persönlichen Einstellung für professionellen «Erfolg» bis zur philosophisch gefärbten Betrachtung des Wesens von Studium und wissenschaftlicher Arbeit. Meist steckt auch eine Liebeserklärung an die je eigene Disziplin im Text.

Den Autorinnen und Autoren sowie der Illustratorin gilt mein grosser Dank dafür, dass sie sich auch mit der Mitarbeit an dieser Publikation auf Ungewissheiten eingelassen haben und uns nun sehr bereichernde und persönliche Einblicke in ihre Arbeit gewähren.

Ihnen, die Sie dieses Heft in Händen halten, wünsche ich viel Spass beim Erforschen der «Arbeitsphilosophien».



Forschung als intellektuelles Abenteuer

von Paola Becchi

Ein Philosoph sitzt nicht in einem Elfenbeinturm, wie man glauben mag. Dies gilt insbesondere für einen Rechtsphilosophen wie mich, der sich oft mit der Interpretation von Gesetzen und Urteilen beschäftigen muss. Dass die Eule der Minerva erst bei Einbruch der Dämmerung ihren Flug beginnt, wie Hegel dies in seiner *Rechtsphilosophie* schreibt, ist wahrlich nicht gesagt. Manchmal – und hier sei eine Marxsche Metapher benutzt – wird er wie ein alter Maulwurf im Dunkeln graben (um ans Licht zu kommen), aber nie wird er in seinem Elfenbeinturm sitzen bleiben.

Um das Geheimnis meiner intellektuellen Produktivität zu lüften, scheint mir die beste Methode jene zu sein, einfach zu erzählen, wie ich zu meinem Beruf kam. Ich absolvierte mein Studium Mitte der siebziger Jahre in Italien, in den sogenannten «Bleijahren»¹, und zwar an einer der radikalsten Fakultäten des Landes: der philosophischen Fakultät der Universität Genua. Das Handbuch für das Fach «Geschichte des politischen Denkens» trug den Titel *Ein Lichtstrahl im Reich der Finsternis* und war eigentlich eine Apologie der deutschen «Roten Armee Fraktion». Während einige meiner Kommilitonen bald zur «Kritik der Waffen» übergingen und eine lange und schmerzvolle Blutspur hinter sich liessen, wählte ich die Waffen der Kritik und begann über Hegel zu forschen. Und natürlich auch über Marx, aber es handelte sich um einen etwas anderen Marx, der aus den Interpretationen von Vertretern der Frankfurter Schule (Horkheimer, Adorno und Marcuse), von Ernst Bloch und Amadeo Bordiga hervorging.

Ich hatte das Glück, insbesondere zwei Professoren kennen zu lernen, die mir beibrachten, Texte zu lesen und sie bis ins kleinste Detail zu analysieren. Alle Interpretationen, die sich mit der Zeit über den Text aufgeschichtet hatten, wurden während der Vorlesungen nach und nach entfernt, um den Text wieder in seiner ganzen ursprünglichen Vielfalt und Problematik zur Sprache zu bringen.

Folien, Powerpoint und audiovisuelle Lehrmittel gab es damals noch nicht. Es gab nur den Dozenten, der von seinem Pult aus eine, meistens dunkle und rätselhafte,

¹ Dieser Ausdruck geht zurück auf den Film «Die bleierne Zeit» (ital. «Anni di Piombo») der deutschen Regisseurin Margarethe von Trotta.

Textstelle vorlas, und sie dann zu entziffern versuchte. Dabei verging die ganze Vorlesungsstunde. Es wurde nichts Vorgefertigtes vorgetragen, denn die Gedanken entsprangen aus den tastenden Interpretationsbestrebungen des Dozenten, der oft Pausen machte und eine Art Monolog vorführte. Und wir Studierenden standen in seinem Bann und machten uns Notizen, um den keimenden und wachsenden Gedankengang schriftlich festzuhalten.

Auch ich habe probiert, in Erinnerung jener Zeit, einige Vorlesungen so zu gestalten. Bald musste ich es aber aufgeben. Die Studierenden schrieben nämlich in ihren Evaluationen, dass der Professor sich in seinen Gedanken verwickeln würde! So weit sind wir also gekommen. Zu meiner Studienzeit gab es noch keine Credits, kein 3+2-System (Bachelor und Master), man wurde auch nicht nach wirtschaftlichen Produktivitätskriterien bewertet. Damals gab es eine Universität, die (in Italien) zwar überpolitisiert war und der Praxis wohl nicht sehr nahe stand, die aber noch Sitz des Wissens war. Hier wurde alles der Kritik unterstellt und hier wurde die Kreativität gefördert. Nicht wie jetzt, wo die Kreativität von standardisierten Lehrplänen abgetötet wird, wo jedem Credit eine bestimmte Anzahl zu lesender Seiten entspricht.

Heute geht man auf die Universität schon mit einer bestimmten Berufserwartung und man betrachtet sie als den Ort, wo man auf die Ausübung jenes Berufs vorbereitet wird. Damals ging ich hauptsächlich auf die Universität, um einer Leidenschaft nachzugehen, um mit dem Denken ein Abenteuer zu beginnen, und mir war auch bewusst, dass dies wie jedes andere Abenteuer auch Risiken bergen und unvorhersehbare Wendungen nehmen konnte. Ich kam bis zum Prüfstand, zur «tesi di laurea», die damals den Abschluss des Studiums darstellte. Es war die Zeit gekommen, sich ein bestimmtes Thema auszusuchen und zum ersten Mal die Wissenschaft als persönliches Erlebnis zu erfahren. Ich suchte mir selbst das Thema und den betreuenden Professor aus. Heute passiert es oft, dass der Professor das Thema für die Studentin / den Studenten aussucht, aber diese sollten es sozusagen «in sich fühlen». In meine Abschlussarbeit, die unvermeidlich Hegel und Marx gewidmet war, ist die Essenz all dessen eingeflossen, was ich in jenen umwälzenden und unvergesslichen Jahren meiner Jugend erlebt hatte. Das Ergebnis war eine Abhandlung, die ca. 500 Maschine geschriebene (es gab damals noch keine Computer!) Seiten umfasste. Ich diskutierte sie am 30. November 1979 und bekam die höchste Note, sowie die Veröffentlichungsempfehlung, die sehr selten erteilt wird, da in Italien eigentlich keine Veröffentlichung der Abschlussarbeit vorgesehen ist. Trotzdem publizierte ich sie nicht, da ich nicht ganz von ihr überzeugt war, obwohl die Prüfungskommission sie so positiv bewertet hatte. Ich fing an, hohe Ansprüche mir gegenüber zu erheben.

Erst viel später wurde mir klar, dass dies die richtige Haltung für einen Forscher ist. Ich überarbeitete meinen Text, schrieb ein Kapitel etwa zwanzig Mal neu und stürzte mich mit ganzer Seele in diese Tätigkeit. Am Ende verfasste ich so einen vierzig Seiten langen Artikel, den ich einem einflussreichen Professor zeigte. Er hatte eigentlich mit Hegel und Marx nichts am Hut, aber er war ein echt liberaler Mensch und stimmte zu, meinen Aufsatz in einer renommierten Zeitschrift zu veröffentlichen, deren Chefredakteur er war. Er riet mir lediglich, einige leichte formelle Korrekturen vorzunehmen. Ohne es zu merken, betrat ich so die Schwelle der akademischen Welt; nicht als «Hauptdarsteller», doch immerhin als «Statist».

Ich war jedoch ohne einen Pfennig geblieben, als ich plötzlich während eines Sommers (vor genau dreissig Jahren), dank der Bekanntschaft mit jenem Professor, ein unerwartetes Arbeitsangebot in Deutschland bekam: ich konnte eine halbe Stelle am damals berühmten Institut für Rechts- und Sozialphilosophie der Universität des Saarlandes bekommen. In der Bibliothek jenes Instituts arbeitete ich Tag und Nacht, samstags und sonntags einbegriffen. Ich stand dem Dozenten jederzeit zur Verfügung, um eine Fussnote zu verfassen oder eine Bibliographie zusammenzustellen, Druckfahnen zu korrigieren oder einen Text zu übersetzen. Indem ich für ihn diese bescheidene Hilfsarbeit verrichtete, seine Vorlesungen und Seminare besuchte und ihn bei den Übungen aktiv unterstützte, begann ich an Erfahrung zu gewinnen. Zu diesem Zeitpunkt erkannte ich meine wissenschaftliche Berufung. Ich begriff, dass im Vergleich zu einem normalen Beamten, der feste Arbeitszeiten hat, ein Wissenschaftler eigentlich nie oder fast nie abschaltet.

So kann ein Forschungsthema etwa aus einer plötzlichen Erleuchtung bei der Lektüre eines Romans oder der Tageszeitung entspringen. Zu einem meiner letzten Bücher, *Quando finisce la vita*, wurde ich zum Beispiel durch José Saramagos Roman *Das Todesjahr des Ricardo Reis* inspiriert. Einige meiner Artikel über zwei Fälle, welche die italienische öffentliche Meinung gespalten haben (Welby und Englaro), sind in offener Polemik mit dem entstanden, was ich täglich in der Zeitung «la Repubblica» las. Ich muss von einem Thema gepackt werden, damit ich auch die Lust bekomme, mich damit zu beschäftigen. Ich werde dann von ihm beherrscht, denke beim Träumen, beim Essen, beim Zähneputzen daran. Natürlich ist es wichtig zu lesen, d.h. sich vorher zu informieren (vor allem in Büchern und Fachzeitschriften, weniger im Internet!), aber man muss auch bald zum Schreiben übergehen. Da merkt man, wie anstrengend die wissenschaftliche Arbeit ist.

Manchmal sitze ich am Abend in meinem Arbeitszimmer mit einer Menge zusammengeknüllter Blätter, die über das ganze Zimmer verstreut sind, und fühle mich niedergeschmettert, weil ich meine Gedanken nicht richtig zu Wort bringen konnte. Dann, ganz unerwartet, wenn ich vielleicht schon im Bett liege, sehe ich den Schimmer einer Lösung des Problems, mit dem ich mich den ganzen Tag gequält habe. Für einen Augenblick steigt in mir ein Gefühl des Glücks auf, aber es ist ein mühevolleres Glück, denn am nächsten Tag fängt alles von vorne an: mit meiner Montblanc in der Hand und einem Stapel Bücher auf dem Schreibtisch vor der leeren Seite sitzend, mit meiner faulen Katze, die sich auf meinen Unterlagen ausstreckt und mir Gesellschaft leistet, weiss ich, dass das Abenteuer dann wieder anfangen kann und dessen Ende unabsehbar ist.

Jetzt wird man sich fragen, was mich zu einer solchen Erfahrung bewegt hat und warum ich darin verharre und meinen Lebenssinn sehe. Ist es vielleicht die Lust, zu Ruhm und Ehren zu gelangen, der Ehrgeiz, einmal ein angesehener Wissenschaftler zu werden? Sicher träumen viele davon, irgendwann einen Bestseller zu schreiben und manchen gelingt es auch, ohne es zu wollen. Aber der Forscher sollte mit Demut und nicht mit Ehrgeiz seiner Tätigkeit nachgehen. Was mich in meinen Forschungen immer anspricht, ist die Liebe zum Wissen und zur Wahrheit. Und dies führt manchmal dazu, dass ich gegen den Strom gehe und mich auf einige Kämpfe einlasse, die man von vornherein als aussichtslos betrachten muss. In solchen Momenten erinnere ich mich an die Worte des berühmten italienischen Dichters Dante Alighieri: «Ihr seid nicht da, zu leben wie die Tiere. Ihr sollt nach Tugend und nach Wissen streben!» (*Göttliche Komödie, Die Hölle*, 26. Gesang, Verse 119-120).



Zwischen Nähe und Distanz: Warum Wissenschaft – warum Ethnologie?

von Bettina Beer

Warum ausgerechnet Ethnologie? Das wird man vom ersten Studientag an von Verwandten und Freunden, später von Studierenden und Kolleginnen und Kollegen aus anderen Fächern immer wieder gefragt. Und ich habe es mich natürlich auch selbst gefragt. Um meine persönliche Antwort geht es im Folgenden.

Betriebswirtschaft studieren oder eine Banklehre machen? Medizin studieren und Ärztin werden? Oder Jura? Vielleicht doch eine Lehre, besser etwas Praktisches? Entfernt davon, eine «Aussteigerin» zu sein, behagte mir dennoch die Vorstellung fest vorgezeichneter Berufs- und Lebenswege nicht. Die Reflexion gesellschaftlicher Prozesse war und ist mir sehr wichtig, deshalb hatte die Wissenschaft einen besonderen Reiz für mich. Freiheit von Forschung und Lehre: Auch das ein Ideal, das es mir angetan hatte. Eine Ausbildung, die es eher ermöglicht, (kritische) Distanz einzunehmen, zu reflektieren und zu analysieren, war und ist nach wie vor die Grundlage einer wissenschaftlichen Laufbahn. Die negativ und spöttisch gemeinte Phrase vom Wissenschaftler im «Elfenbeinturm», der von gesellschaftlichen Erfordernissen und der Frage des Nutzens seines Tuns unabhängig, unbeirrt seiner Arbeit nachgeht, hat mir nie wirklich eingeleuchtet. Aus der Vogelperspektive – mit Distanz und Methode, mit Weit- und Überblick – Probleme zu betrachten, zu analysieren und zu ihrer Lösung beizutragen: Genau das war mein Wunsch. Auch die Wissenschaft ist Teil der Gesellschaft und in jedem Beruf gibt es Sachzwänge. In der Wissenschaft ist es jedoch Anspruch und Ziel, so unvoreingenommen wie möglich zu verstehen, was um einen her geschieht. Es geht darum, mit Kenntnis und Abstand zu ergründen, welche Bedingungen, Ursachen und Konsequenzen Handlungen und Prozesse haben. Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind voreingenommen – das kann man sich allerdings (zum Beispiel als Leser) bewusst machen und als Forscherin muss man die eigenen Vorannahmen offenlegen.

Meine Begeisterung für die Ethnologie beruhte unter anderem auf dem Wechsel zwischen Distanz und Nähe, zwischen dem Fremden und dem Vertrauten. Ausgerüstet mit systematisierenden theoretischen Ansätzen und erprobten empirischen Methoden, die Voraussetzungen genauer Beschreibung und Analyse sind, untersuchen

Ethnologen das Fremde, Unbekannte. Als Aussenseiter begeben sie sich in der «Feldforschung» in eine ihnen zunächst fremde Gesellschaft. Ähnlich Kindern durchlaufen sie hier eine zweite Sozialisation, lernen die Sprache und die vielen kleinen Dinge des Alltags, die das Zusammenleben ausmachen. Je nach Thema der Forschung steht darüber hinaus eine Vielfalt an Methoden zur Verfügung, um beispielsweise medizinische Kenntnisse, rechtliche Vorstellungen, Kindererziehung, Macht und Politik, Konflikte oder Auffassungen von Liebe, Partnerschaft und Ehe zu untersuchen.

Ethnologinnen und Ethnologen geben auf diese Weise sehr unterschiedliche Antworten auf immer gleiche menschliche Grundfragen: Wie lösen Gesellschaften das Problem der Ernährung? Wie gehen Menschen mit Machtunterschieden um? Was tun sie gegen Krankheiten? Wie reagieren sie auf sozialen und kulturellen Wandel? Die Dokumentation der Vielzahl menschlicher Möglichkeiten ist Voraussetzung für den Vergleich. Durch den Vergleich wiederum werden Ähnlichkeiten *und* Unterschiede und somit das genuin Menschliche deutlich.

Durch den Umweg über das Fremde die eigene Lebensweise besser zu verstehen ist eine weitere Motivation, die für mich nach wie vor die Faszination der Ethnologie als Wissenschaft ausmacht. Viele Aspekte der eigenen Gesellschaft, an die man sich gewöhnt hat, werden im Spiegel des Fremden deutlicher sichtbar: Körperkult und Fitness-Rituale, Pornographie, ausgeprägte Vorstellungen von Sauberkeit, die Nutzung der Homöopathie (von teuren Medikamenten ohne Inhaltsstoffe), der Verkauf von Diätprodukten, die weniger nahrhaft, dafür aber teurer sind als normale Lebensmittel – um nur einige Beispiele zu nennen – erscheinen beinahe exotisch. Ein Effekt, der denjenigen, bei denen wir als Forschende leben, häufig ebenfalls Freude macht, sie aber auch wütend oder nachdenklich stimmen kann: Die Anwesenheit einer Ethnologin ist eine Herausforderung, die ungewollt das Gewohnte für beide Seiten in Frage stellen kann. Lange abendliche Diskussionen über menschliche Möglichkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede sind immer auch Bestandteil meiner Feldforschungen gewesen.

Die Ethnologie als Wissenschaft erfordert es, sich fremden Vorstellungen in ihrer eigenen Sinnhaftigkeit anzunähern, sie möglichst sogar zu verstehen. Sich in andere soziale Formen «hineinzudenken» und einzuleben ist gewissermaßen eine ständige Gymnastik und Übung im Perspektivenwechsel. Das zu vermitteln ist in einer Zeit des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher kultureller Traditionen und der gesteigerten Mobilität ein Ziel, das heute wichtiger ist denn je.

Gerade durch die ethnologische Feldforschung, in der der Ethnologe ein Instrument der Untersuchung ist, lernt man auch viel über sich selbst, über seine eigenen Grenzen und Möglichkeiten: Wo komme ich her, was macht mich aus? Warum fühle, denke und handle ich so und nicht anders? Was passiert, wenn ich mich nach anderen Normen und Werten richte? Auch diese Fragen treiben mich als Ethnologin an und liessen mich Fieber-Anfälle oder verregnete Wochen der Feldforschung überstehen, in denen ich mich nur von Kochbananen ernährte und tagelang kaum das Haus verlassen konnte. Hätte ich noch einmal die Wahl: Ich würde wieder Ethnologie studieren!

Morgenschlaf, *caffè latte* und das Metier der Studierenden

von Lucas Burkart

Das Klischee ist so alt wie die Geschichte selbst: Studenten und Studentinnen – an dieser Stelle war Gleichberechtigung ebenso rasch wie vollständig realisiert – sind faul. Sie liegen bis 10 Uhr im Bett, gehen zur Bibliothek, um sich dort mit ihresgleichen bei *caffè latte* und ewig langen Gesprächen die Zeit zu vertreiben und schliesslich verbringen sie die Abende in WG-Küchen mit Bier, Wein und Spaghetti Napoli (früher waren dabei auch Zigaretten erlaubt!), wo sie bei ebenso nutz- wie sinnlosen Diskussionen über Gott und die Welt die Nacht zum Tag machen. Zu studieren bedeutet mit einem Wort, ein «Flohnerleben» zu führen. Das scheint für sich genommen kaum einer Beobachtung wert, wäre damit nicht ein kleines Wunder verbunden: am Ende ihres Studiums warten nicht nur akademische Titel und Würden, nein, Studentinnen und Studenten lernen wirklich etwas, sind teilweise hoch spezialisiert und dank dieser an der Universität erworbenen Kenntnisse und Kompetenzen finden sie auf dem Arbeitsmarkt nicht nur in Ausnahmefällen attraktive Stellen.

Wie aber, so die Frage, gehen diese beiden vermeintlich widersprüchlichen Beobachtungen zusammen? Welche Beziehungen lassen sich zwischen «studentischer Faulenzerei» und wissenschaftlicher Qualifikation ausmachen?

Drei Begriffe bezeichnen die Pole, zwischen denen in einem Studium die Balance gehalten werden muss: Kreativität, Selbstorganisation und Disziplin. Dabei macht das regulierende Zusammenspiel dieser drei «Tugenden» den Kern aus – mit einer allein lässt sich kaum etwas ausrichten. Die klügsten und originellsten Ideen bleiben wert- und wirkungslos, wenn sie das studentische Gehirn und Bett niemals verlassen, wenn sie also nicht in teilweise mühseliger Arbeit, die – ja! – auch Disziplin erfordert, in die Form etwa schriftlicher Seminararbeiten gebracht werden. Handkehrum befähigt es noch nicht zu wissenschaftlicher Reflexion, wenn man fleissig Hand- und Lehrbuchwissen auswendig lernt, nur um es erfolgreich in der Prüfung zu reproduzieren, ohne seine Motivation, seine Interessen und seinen eigenen Standpunkt kritisch mit einfließen zu lassen. Und schliesslich wird man nie ein Studium erfolgreich beenden, wenn man sich als «kreatives Chaosgenie», für das die Prüfungsthemen das geringste aller Probleme darstellt, nicht an Prüfungspläne und -zeiten hält.

Nur das Zusammenspiel aller drei Fähigkeiten, gepaart mit Neugierde und Interesse an der Meinung anderer, macht ein erfolgreiches Studium aus.

Aber diese «Ingredienzen» beschreiben weniger das Ausbildungsprofil eines idealen Studenten, wie es sich ein ja ohnehin imaginärer Arbeitsmarkt wünscht. Vielmehr spiegeln sie ein strukturelles Moment von Wissenschaft. Denn diese zeichnet sich durch einen nicht aufzulösenden Zusammenhang von Tradition und Innovation aus. Der klassische Topos hierfür ist die Rede von den Riesen (Tradition), auf deren Schultern jeder Wissenschaftler steht, weswegen er, obwohl selbst nur ein Zwerg, dennoch weiter sieht (Innovation) als jene. Die Aufgabe von Wissenschaft ist es somit sehr wohl, den mühsamen, Disziplin und Organisation erfordernden Aufstieg auf die Schultern tradierter Wissensbestände zu unternehmen; die Fragen und Probleme ihrer jeweils eigenen Zeit vermag sie aber nur dann zu beantworten und zu lösen, wenn sie, oben angekommen, es wagt, den eigenen Blick zuzulassen, diesem Erklärungskraft auch dann zutraut, wenn er unkonventionell erscheint, sich gegen etablierte Meinungen richtet und diese offen zu kritisieren wagt.

Doch was mag all dies, so werden sich Leserinnen und Leser fragen, mit «faulenzenden» Studierenden zu tun haben? Sehr viel! Denn in der oben skizzierten Weise kann sich Wissenschaft nur entwickeln, wenn sie sich frei von politischen, sozialen und ökonomischen Zwängen organisiert und so aus sich selbst sowie aus der kritischen Reflexion ihrer eigenen Bedingungen erneuert – im Grossen ebenso wie im Kleinen. Hierzu gehört das Postulat der Forschungsfreiheit für etablierte Wissenschaftler ebenso wie die Freiheit vom sozialen Zwang und der Konvention, als Studentin um acht Uhr morgens zur Arbeit zu erscheinen.

Aus dieser Notwendigkeit zur Freiheit ergibt sich für die Universität eine Verpflichtung, die Dozierenden und Studierenden gleichermaßen aufgetragen ist, eine Verpflichtung, die sie in einer Gemeinschaft im Sinne der *universitas* verbindet. Sie besteht darin, Freiräume für wissenschaftliches Denken und Arbeiten zu schaffen (und zu erhalten, dort wo sie bedroht sind) sowie diese Freiräume tatsächlich auch kreativ zu nutzen. Sich an der Universität für ein oder mehrere Gebiete wissenschaftlich zu qualifizieren, kann sich deswegen nicht darauf beschränken, feste Lehrpläne abzuarbeiten und das Gelernte in Examina überprüfen zu lassen, um schliesslich mit dem «richtigen Wissen» ausgestattet die Universität wieder zu verlassen. Zu studieren bedeutet, die Universität als eine intellektuelle Herausforderung zu begreifen, die sich dann auszahlt, wenn man tradierte Wissensbestände kritisch mit eigenem Interesse, Ideen und Ansichten in Beziehung setzt und wissenschaftliche Positionen und Meinungen damit um neue Aspekte und Einsichten bereichert.

Diese Herausforderung eines intellektuellen Freiraums anzunehmen, ist aber nicht immer nur ein Vergnügen. Sie kann auch verwirren, verunsichern, entmutigen und frustrieren. Denn häufig findet man sich in der wissenschaftlichen Freiheit nicht auf Anhieb zurecht. Die angebotenen Lehrveranstaltungen sind zwar interessant, aber man begreift nicht alles; Assistenten und Professorinnen erklären nicht deutlich genug, was man zu tun hat; ob man sich Mühe gibt beim Vorbereiten, Denken und Mitdiskutieren, scheint keinen grossen Unterschied zu machen, und schliesslich bleibt restlos unklar, für wen man sich der mühseligen Lektüre eines anspruchsvollen Textes unterworfen hat, wenn man dafür nicht ein professorales Sonderlob abholen kann – all dies ist die Kehrseite der notwendigen Freiheit von Wissenschaft.

All dies muss man aushalten lernen, und es ist nur auszuhalten, wenn man es sich immer wieder nicht (nur) als organisatorische Defizite der Universität klar macht, sondern als ein Merkmal von Wissen, Wissenschaft und den Bedingungen, unter denen diese sich weiterentwickeln. Dementsprechend muss sich dieses Merkmal zwingend auch in einem wissenschaftlichen Studium niederschlagen, das ja nichts anderes will, als die für wissenschaftliches Arbeiten erforderlichen Kompetenzen und Qualifikationen an die Studierenden zu vermitteln. Denn wissenschaftliches Arbeiten ist häufig nicht von Eindeutigkeit und Klarheit geprägt, sondern von Vieldeutigkeit, Hypothesen und Gedankenexperimenten. In der Geschichte der Wissenschaften ist es wiederholt geschehen, dass bahnbrechende Erfindungen aus unbeabsichtigten Zufällen entstanden – die Entdeckung des Penicillins ist hierfür nur ein, wenn auch bekanntes und segensreiches Beispiel. Das gilt aber nicht nur für wissenschaftliche Entdeckungen, sondern auch für die intellektuelle Arbeit überhaupt. Nicht selten erweist sich, was zunächst als gedanklicher Umweg erschien, plötzlich als eine weiterführende Überlegung von grossem Interesse. Um diese Wege für sich kreativ gehen zu können, kann es durchaus geschehen, dass man bis 10 Uhr im Bett liegen bleibt – entweder weil man gerade dort den notwendigen Freiraum findet, ein wichtiges Buch zu lesen oder weil es am Vorabend doch sehr lange gedauert hat, bis alle Argumente ausgetauscht und abgewogen waren.

Die im Klischee gefasste «studentische Faulheit» ist mit anderen Worten die lebenspraktische Kehrseite einer Medaille, die Wissenschaft nicht nur als die Reproduktion tradierter Wissensbestände versteht, sondern deren ständige Selbsterneuerung für wichtig erachtet. Wer also den Blick der Zwerge für die wissenschaftliche Entwicklung weiterhin für unabdingbar hält und ihn als einen kreativen und kommunikativen Prozess deutet, sollte Studierenden ihren Morgenschlaf weiterhin nicht nur aus Grosszügigkeit gönnen ...

Visuelles Lernen und Leserführung als Arbeitstechniken wissenschaftlichen Denkens und Schreibens

von Andreas Eicker

Studieren, lateinisch *studere*, bedeutet nach etwas streben und sich um etwas bemühen – und tatsächlich geht es im Studium zunächst vor allem darum, danach zu streben, die Paradigmen der «eigenen» Wissenschaft, der man sich mit Aufnahme des Studiums verbunden hat, zu erkennen, um sich schliesslich mit ihnen kritisch auseinandersetzen zu können. Dem Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn («Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen») zufolge ist ein Paradigma ein vorherrschendes Denkmuster in einer bestimmten Zeit. Paradigmen spiegeln einen gewissen allgemein anerkannten Konsens über Annahmen und Vorstellungen wider, die es ermöglichen, für eine Vielzahl von Fragestellungen Lösungen zu bieten. Dieser Prozess, die Paradigmen der «eigenen» Wissenschaft zu verstehen, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein fortwährendes *Bemühen* um Erkenntnis, er ist mühevoll, manchmal gar qualvoll und oft von Rückschlägen gekennzeichnet, bevor Erfolge sich einstellen. Vor diesem Hintergrund stellt sich für Studierende zu Beginn ihres Studiums die berechtigte Frage, wie dieser offenbar steinige Weg mit Hilfe von ganz konkreten Arbeitstechniken ein wenig geebnet werden kann. Zwei davon möchte ich hier kurz ansprechen, von deren Effizienz ich aus eigener Erfahrung überzeugt bin. Die eine betrifft das Lernen und die andere das wissenschaftliche Schreiben. Aus der Perspektive eines in Forschung und Lehre tätigen Juristen sind damit zwei ganz zentrale Tätigkeiten angesprochen, die das Studium der Rechtswissenschaft ausmachen.

Recht zu studieren bedeutet vor allem, sich mit juristischen Texten zu befassen. Dies sind oft sehr abstrakt gehaltene Gesetzestexte, die zum Teil durch Gesetzmateriale konkretisiert und mehr oder weniger ausführlich in der Kommentarliteratur erläutert werden. Zu nennen sind ferner Urteile der Rechtsprechung, die das Gesetz auf einen bestimmten Sachverhalt – einen Fall – anwenden und zum Verständnis meistens schon erhebliches Vorwissen voraussetzen. Hierher gehören zudem Urteils- bzw. Entscheidungsbesprechungen, die sich mit einer Gerichtsentscheidung kritisch befassen und dementsprechend von der Leserschaft verlangen, dass sie nicht nur Rechtskenntnis hat, sondern sich auch mit unterschiedlichen (Lehr-)Mei-

nungen auseinandersetzen kann. Letztere gehen aus Lehrbüchern, Monografien und Aufsätzen sowie aus Dissertationen und Habilitationen hervor. Diese Kategorien juristischer Fachliteratur sprechen das menschliche Gehirn grösstenteils ausschliesslich in Form eines reinen Schriftbildes an, welches die Adressaten lesen und verarbeiten müssen. Das Gehirn der meisten Menschen scheint allerdings eine Vorliebe für Bilder zu haben. Das, was man einmal mit den eigenen Augen als typisches Bild, also gerade nicht nur als Schrift->Bild, gesehen hat, oder was man sich intensiv vor seinem geistigen Auge ausgemalt hat, bleibt erstaunlich gut im Gedächtnis haften. Die Erinnerung an visuell wahrgenommene Informationen ist viel grösser als die Erinnerung an auditiv bzw. nur Schrift-lesend wahrgenommene Informationen. Allein aus dieser Erkenntnis lässt sich eine, meines Erachtens wichtige, Lernstrategie ableiten: Sofern Ihre Lernmaterialien Schaubilder, Grafiken, Übersichten, Schemata usw. enthalten, lohnt es sich sehr, diese bewusst wahrzunehmen. Versuchen Sie, die Grafiken aus der Erinnerung nachzuzeichnen und sich dann darüber klar zu werden, welche inhaltlichen Aussagen damit verdeutlicht werden sollen. Sofern Ihre Lernunterlagen keine Grafiken, Schemata usw. enthalten, was fast immer der Fall sein dürfte, dann erstellen Sie sich die passenden Übersichten selbst, um einen besseren Lernerfolg zu erzielen. Sie haben dadurch schliesslich nicht nur etwas Zusätzliches für Ihr Auge zur Verfügung, sondern Sie *erarbeiten* sich diese Übersichten. Indem Sie das tun, verarbeiten Sie das Gelesene derart intensiv, dass Sie es erstens wirklich verstehen, weil Sie sich tatsächlich damit befassen müssen, um es in Ihrer Grafik bzw. Ihrem Schaubild an der richtigen Stelle zu platzieren und Sie können das so erlernte Wissen später wieder relativ leicht abrufen oder rekonstruieren, weil Ihr Gehirn zunächst nicht einzelne inhaltliche Aussagen reproduzieren muss, sondern «nur» das von Ihnen erstellte Bild (die Grafik). Wenn dieses, z.B. in einer Klausursituation oder einer mündlichen Prüfung, wieder vor Ihrem geistigen Auge erscheint, werden Sie in der Lage sein, die einzelnen Aussagen und ihre Zusammenhänge, die zur Erstellung gerade dieses Bildes geführt haben, wieder abzurufen. Ein weiterer Vorteil dieser Methode ist, dass Sie neue Informationen, die Sie z.B. in der Vorlesung hören, in Ihren Schemata ergänzen können und so sehr bald in der Lage sind, (juristische) Probleme auch an der richtigen Stelle zu verorten. Im Laufe der Zeit entsteht für Sie auf diese Art und Weise ein Bild vom Recht und der stützenden Rechtswissenschaft.

Das heisst natürlich auch für Dozierende, dass sie im Unterricht, in Skripten usw. durch Visualisierungen die Möglichkeit haben, den Lernprozess ihrer Studierenden erheblich zu vereinfachen, indem sie solche Grafiken zur Verfügung stellen oder in-

dem sie deren Erstellung initiieren. Der Begriff «Vorlesung» sollte mit Rücksicht darauf nicht wörtlich, sondern vielmehr als «Lehr-/Lernveranstaltung» verstanden werden.

Entscheidend für das Verfassen eines guten juristischen Textes – also beispielsweise einer Seminar- oder Masterarbeit – ist, abgesehen von der intensiven Befassung mit der Materie, einer gründlichen Literaturrecherche, der Beachtung von Formalien usw., dass dem Einleitungsteil sehr viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als dies von Studierenden üblicherweise getan wird. Vor allen Dingen darf sowohl im Einleitungsteil als auch in der gesamten Arbeit die Leserführung nicht zu kurz kommen. Leider ist letztere häufig gar nicht vorhanden. Der Einleitungsteil soll natürlich der Leserin das Thema «schmackhaft» machen und aufzeigen, was sie bei der Lektüre in etwa erwartet. Für den eigenen Arbeitsprozess viel wichtiger ist aber, dass der Verfasser diesen Teil nutzt, um eine eigene Forschungsfrage zu entwickeln. Nicht gemeint ist, lediglich grob eine Thematik zu benennen, sondern wirklich eine Fragestellung, die man in der Arbeit behandeln und möglichst beantworten möchte, auf dem aktuellen Stand von Wissenschaft und Forschung herauszuarbeiten. Diesen Teil der Arbeit könnte man anschaulich auch mit «Herausarbeitung der Aufgaben- und Fragestellung» überschreiben. Es geht darum, begründet aufzuzeigen, dass es ein bestimmtes (juristisches) Problem überhaupt gibt und deutlich zu machen, warum es notwendig ist, dieses gerade juristisch zu lösen. Dazu gehört auch, zu sagen, was – aus welchen Gründen auch immer – nicht behandelt werden kann. Durch diese Umgrenzung der Problemstellung wird später auch der Leserin klar, mit welcher Blickrichtung der Text (die Arbeit) gelesen werden soll. Zudem dient eine klar definierte und abgegrenzte Forschungsfrage sowohl bei der Literaturrecherche und -auswahl als auch beim Schreiben als Filter. Erst wenn dem Verfasser selbst die der Arbeit zugrunde gelegte Forschungsfrage oder die Problemstellung ganz klar ist, ist es überhaupt möglich, aus der enormen Fülle von Fachliteratur diejenige herauszufiltern, die gerade für die Beantwortung der eigenen Forschungsfrage oder für die Lösung der gewählten Problemstellung relevant ist. Dies ist nämlich nur diejenige Literatur, die dazu tatsächlich einen inhaltlichen Beitrag leistet. Mit anderen Worten hat alles das keinen Platz in der Arbeit, was vielleicht interessant, aber für die Beantwortung der Forschungsfrage nicht zielführend ist. Nicht dem Arbeitsziel dienende Literatur gehört demzufolge nicht in die Arbeit und wird nicht – auch nicht um einen vermeintlichen Anschein von Vollständigkeit zu erwecken – im Literaturverzeichnis aufgenommen. Abgesehen von dieser Filterwirkung hat eine präzise herausgearbeitete und klar definierte Aufgaben- und Fragestellung (Forschungsfrage) den Vorteil,

dass sie dem Verfasser als Rückversicherung dient. Anders gesagt macht sich der Autor in inhaltlicher Hinsicht ein Stück weit unangreifbar. Denn wenn am Anfang der Arbeit begründet deutlich gemacht wird, was behandelt und was nicht behandelt wird, ist der Verfasser kaum noch mit dem Vorwurf zu konfrontieren, dass er etwas ausgelassen hat. Dieser Vorwurf könnte nur noch dann zu Recht erhoben werden, wenn die Thematisierung eines bestimmten Aspekts logisch oder methodisch doch notwendig gewesen wäre, um gerade die entwickelte Forschungsfrage einer Antwort zuzuführen. Mit einer klar definierten Forschungsfrage ist es für den Verfasser eigentlich auch kaum noch möglich am Thema vorbei zu schreiben. Denn erstens ist dem Verfasser im Wege der Forschungsfragendefinition selbst ganz klar geworden, was Gegenstand der eigenen Untersuchung ist und zweitens kann leicht überprüft werden, ob das selbst abgesteckte Arbeitsthema «getroffen» worden ist, indem am Ende der Arbeit – im Schlusskapitel – überprüft wird, ob auf die zu Beginn der Arbeit entwickelte Forschungsfrage eine (Teil-)Antwort gefunden worden ist. Ist dies der Fall, schliesst sich also der Kreis, kann zwischen dem Einleitungs- und dem Schlusskapitel eigentlich nicht so viel schief gegangen sein.

Wichtig für einen gelungenen Text ist ausserdem, dass die Leserin vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten Forschungsfrage durch die gesamte Arbeit bzw. den gesamten Text geführt wird. Das heisst, schon im Einleitungsteil ist begründet darzulegen, in welchen Arbeitsschritten die entwickelte Forschungsfrage angegangen wird, um eine Antwort auf sie zu finden. Der Leserin muss vermittelt werden, warum man als Verfasser einen bestimmten Weg als zielführend erachtet. Das bedeutet ferner, dass auch im gesamten Verlauf der Arbeit der Leserin stets klar zu machen ist, warum der nächste Schritt getan wird, inwiefern er für die Klärung der Forschungsfrage wichtig ist. Und vor allem muss der Leserin immer wieder gesagt werden, welchen Erkenntnisgewinn der einzelne Arbeitsschritt mit Blick auf das Ganze (die Beantwortung der Forschungsfrage) gebracht hat; dies geschieht am besten in Zwischenergebnissen, die die Fäden mit Rücksicht auf die Problemstellung der Arbeit noch einmal zusammenziehen. Eine solche Leserführung hilft der Leserin gerade bei längeren Texten den «roten Faden» nicht zu verlieren und sie hilft dem Verfasser beim Schreiben der Arbeit, sich stets selbst zu vergewissern, noch auf der richtigen Spur zu sein und dass der nächste Arbeitsschritt tatsächlich sinnvoll ist und nicht bloss getan wird, um Seiten zu füllen, ohne einen Mehrwert für die Beantwortung der eigenen Forschungsfrage zu produzieren. Abgesehen davon, dass sie der Leserin das Textverständnis erleichtert, ist die begründete Darlegung der eigenen Vorgehensweise auch wieder eine Rückversicherung für den Autor. Denn wenn

der begründet entwickelte Weg mit Rücksicht auf die Forschungsfrage tatsächlich zu (neuen) Einsichten und Erkenntnissen geführt hat, dann war er methodisch sinnvoll, so dass der Verfasser auch mit Blick auf sein methodisches Vorgehen weniger leicht angreifbar ist.

Die klare Definition einer Forschungsfrage bzw. die genaue Herausarbeitung und Abgrenzung einer Aufgaben- und Fragestellung sowie eine exakte Leserführung sind aus den genannten Gründen wichtige Garantien für das Gelingen wissenschaftlichen Schreibens und zugleich Rückversicherung für den Autor oder die Autorin.

Über die Freude an der wissenschaftlichen Arbeit

von Paul Eitel

Was führt zum «Erfolg» in Ihrer (wissenschaftlichen) Arbeit? Diese Frage hat der Herausgeber der vorliegenden Essaysammlung seinen Autoren gestellt.

Wer Erfolg hat, wird in Fachkreisen zur Kenntnis genommen und respektiert. In der Fragestellung ist das Wort «Erfolg» allerdings mit Anführungszeichen versehen worden. Ich schliesse daraus, dass es nicht zwingend um [«äusserlichen», womöglich gar messbaren] Erfolg in einem objektiven Sinn gehen muss, sondern auch darum gehen darf, was subjektiv als Erfolg erlebt wird. Indem ich die gestellte Frage beantworte, nehme ich also für mich noch nicht in Anspruch objektiv Erfolg zu haben.

Obschon: selbstverständlich ist es mir mehr als recht, wenn meine wissenschaftliche Arbeit auf Anerkennung stossen sollte, zumal ich meinem Arbeitgeber gegenüber eine gewisse Verpflichtung verspüre, Erfolg zu haben. Dabei sind meine Erfolgsaussichten jedenfalls besser, wenn ich Freude an der wissenschaftlichen Arbeit habe. Und diese Freude wiederum nährt sich z.B. aus subjektiven «Erfolgserebnissen» oder besser: aus positiven Stimmungen, die sich dank der wissenschaftlichen Arbeit ergeben können. Warum und inwiefern sich bei mir ein solches Wohlbefinden einstellen kann, darüber möchte ich nun unter zwei Gesichtspunkten berichten; ihr besonderer Reiz besteht für mich darin, dass sie in einem gewissen Gegensatz zueinander stehen.

Zum einen: Wer als Rechtswissenschaftler erfolgreich sein will, muss publizieren, also schreiben (z.B. Aufsätze oder Urteilsbesprechungen); und wer schreiben will, braucht Zeit. Zwar muss ich im anwaltlichen Alltag (als Inhaber eines Teilzeitordinariats praktiziere ich nebenbei noch als Rechtsanwalt) ebenfalls schreiben (z.B. Briefe oder Rechtsschriften) und dabei oft mit möglichst wenig Zeitaufwand mindestens genügende Ergebnisse erzielen. Bei der wissenschaftlichen Arbeit dagegen muss ich mindestens befriedigende Ergebnisse erzielen, ich kann mir dafür aber gelegentlich auch mehr Zeit nehmen. Habe ich diese Zeit, mache ich mich besonders motiviert an die Arbeit. Diese Vorfriede wird zwar getrübt, wenn ich hernach nicht wirklich vom Fleck komme. Manchmal aber geschieht auch das Gegenteil: ich konzentriere mich auf ein Problem, rekapituliere Argumente, setze mich mit ihnen

auseinander, formuliere Wort für Wort und Satz für Satz, ergänze und streiche, bis «alles aufgeht»; und dabei vergeht die Zeit wie im Flug, ohne dass sich Müdigkeit einstellt, ich bin «im Fluss», «im Rhythmus», in einem Zustand, der vielleicht sogar als eine Art Trance bezeichnet werden könnte; so macht mir die wissenschaftliche Arbeit Freude.

Zum andern: Schreiben kann nicht nur Lust sein, sondern auch Last. Ich verbeisse mich in eine (keineswegs immer «weltbewegende») Fragestellung und muss eine mindestens brauchbare Antwort darauf finden. Unbeschränkt Zeit hat man nie; je grösser der Druck, desto grösser dann aber auch die Freude, wenn ich eine solche Antwort finde (so gesehen sind Fristen nicht nur im anwaltlichen Alltag, sondern auch für die wissenschaftliche Arbeit Fluch und Segen zugleich). Hier nun kann jedoch keine Rede mehr sein von einem tranceähnlichen Zustand. Vielmehr spüre ich eine Art «Kick», zumal die gesuchte Antwort, wenn überhaupt, mir nicht selten gerade dann «einfällt», wenn ich dies gar nicht erwarte, sie mir also «zufällt» (z.B. bei der Schilderung des Problems gegenüber einem interessierten Kollegen oder bei einem Waldspaziergang).

Wie es zu alledem kommen kann oder geradezu kommen «muss», kann ich nicht verlässlich sagen (immerhin: der Erfolg würde sich gewiss nicht einstellen, wenn ich einzig darauf erpicht wäre, meine Texte möglichst ohne Zeitverlust integral aus dem Internet zu kopieren bzw. die gesuchten Lösungen ausschliesslich beim Surfen im Internet zu finden). Sicher muss ich meinen Arbeitsplatz so einrichten, dass ich mich beim Schreiben wohl fühle; die Infrastruktur muss für jede Arbeit «stimmen», die man macht. Und sicher ebenfalls erforderlich ist ein «wissenschaftliches Flair», d.h. Interesse an rechtlich erheblichen Fragestellungen und am Nachdenken über sie. Ich wünsche Ihnen (und mir) möglichst viele subjektive «Erfolgslebnisse» und damit Freude an der wissenschaftlichen Arbeit – so dass sich dann und wann vielleicht sogar ein objektiver Erfolg einstellen kann.



Unrat

von Christoph Hoffmann

In seiner Studie «La chambre claire» unterscheidet Roland Barthes für sich zwei Verhältnisse zum photographischen Bild: Es kann sich mit seinem Wissen, seinen Neigungen oder seinen Wünschen verbinden und fügt sich dem ‚studium‘ – oder aber irgendein Element trifft ihn, sucht ihn unwillkürlich heim. Dann wird das Foto zum ‚punctum‘. Ähnliches kann ich von den Themen sagen, über die ich arbeite. Entweder ich finde sie oder sie stossen mir zu. Erstere stehen in Verbindung zu grundlegenden Problemstellungen und Zielsetzungen meiner Tätigkeit als Wissenschaftsforscher und schliessen sich an vertrautes Terrain an. Am Anfang von Letzteren steht ein Vorfall am Rande des Weges: notorisch der Aufsatz, der zufällig bei der Suche nach einem anderen in die Hände fällt, oder eine Begebenheit im Alltag, beispielsweise eine Zeitungsanzeige, oder ein Detail, das ich nicht einordnen kann, etwa wenn der Fisch in einem Experiment, das ich gerade erforsche, einen Bereich des Aquariums immer meidet. Den Unterschied zwischen diesen Themen machen nicht so sehr der Grad meiner Beteiligung oder das Mass an Absicht, das jeweils ins Spiel kommt. Entscheidend ist vielmehr, dass sie für mich eine ganz andere Gegebenheit besitzen.

Bei einem Thema, das ich finde, habe ich bereits Vorstellungen darüber, was ich untersuchen möchte. Ich habe eine Frage, so vorläufig und vage diese auch sein mag, unter der ich beginne, Material zu sichten. In meinem Feld sind das vornehmlich gedruckte Texte und Überreste aus einem Forschungszusammenhang, beispielsweise Laborjournale, Fotografien, Skizzen und Bildaufzeichnungen, seltener auch Artefakte, etwa ein Präparatträger oder eine Schreibmaschine. Dieses Material spricht nicht für sich. Damit meine ich, dass ich zwar sagen kann: dies ist ein Präparatträger, dies ein Laborjournal, dies die Skizze einer Apparatur usw. Aber alles, was darüber hinaus in Erfahrung gebracht werden kann, geht auf mein Interesse zurück. Selbst die Literatur zu dem fraglichen Thema gewinnt ihre Aussagen erst in meiner Lektüre. Dies zeigt sich sehr schön, wenn ich nach einigen Jahren Notizen und Exzerpte zur Hand nehme und mich nun wundere, was ich in einem bestimmten Aufsatz oder Buch gelesen haben will.

Auf ein Thema, das mir zustösst, bin ich durch keine Frage vorbereitet. Genau genommen bin ich nicht einmal mit einem Thema konfrontiert. Es scheint vielmehr so, dass etwas meine Aufmerksamkeit an sich bindet, ohne dass sich sagen lässt, wor-

auf zu achten ist. Dieses Etwas habe ich oben als Fundstück, als Irritation oder als unklares Detail bezeichnet. Es handelt sich dabei jedes Mal um konkrete Dinge. Selbst ein Adjektiv oder ein Komma können ein solches Etwas bilden. Es kommt zunächst nur darauf an, dass sie stören. Was mir zufällt, ist in der Tat nicht zuerst ein Thema, sondern eine Unterbrechung oder Ablenkung in meinem in bestimmter Weise ausgerichteten Interesse. In diesem Moment ist das, was meine Aufmerksamkeit abzieht und umleitet, durch nichts näher bestimmt, ausser dadurch, dass es mich aufhält. Der Eindruck, dass mich etwas an sich bindet, rührt vermutlich sogar genau daher, dass ich zu dem konkreten Ding keine Bindung finde und hieraus das Verlangen rührt, es genauer zu studieren.

Themen, die ich finde, bereiten mir keine Sorgen. In der Sichtung des Materials ergeben sich immer Widersprüche, meine Ausgangsfrage erweist sich als unzureichend gestellt, das Interesse verlagert sich und spitzt sich zu, aber ich gerate nicht in Gefahr, nicht zu wissen, worauf ich achten muss. Die Materialien mögen sich türmen, Beobachtungen und Befunde ausufern, aber mit meiner Frage an der Hand kann ich alles sichten, an mich heranziehen oder beiseite schieben. Verwandelt sich die Frage, muss ich den Vorgang wiederholen, aber ich verliere nicht den Faden, ich schlage nur eine andere Richtung ein. Themen, die mir zufallen, sind, wie gesagt, zunächst keine Themen, sondern beginnen ihre Karriere als Störung. Die meisten davon wachsen sich auch nie zu einem Thema aus. Näher betrachtet stellt sich heraus, dass nichts Besonderes vorliegt, dass ich mich nur verlesen oder nicht genau hingesehen habe oder längst schon kenne, was mich eben noch dazu brachte, mein ursprüngliches Vorhaben zu vergessen. Nur manchmal bleibt die Störung bestehen und dann stellt sich Unrat ein: Ich weiss mir keinen Rat von dem Ding, das mich aufhält.

Wissenschaft fängt für mich da an, wo Unrat auftaucht. Ich sehe mich mit einem konkreten Ding konfrontiert, das mich stört (und damit ist auch gesagt, dass mein Unrat den Anderen nicht einmal ins Auge fallen muss). Es stört mich, weil ich es in das, was ich weiss, nicht einbinden kann, sei es, weil ich zu wenig weiss, in dem Falle ich mich bald eines Besseren belehren lassen muss, sei es, weil dieses Ding, dieses Etwas doch auf eine so noch nicht gestellte Frage führt. Diese Frage ist mit der Ablenkung meiner Aufmerksamkeit noch nicht da, sie bildet die Herausforderung des konkreten, störenden Dings. Was muss ich fragen, um diesem Ding, das sich mir blank, ohne meine Absicht aufdrängt, Fülle zu geben? Manchmal gelingt dieser Schritt und aus dem Unrat tritt das reiche Material eines Themas hervor. Und manchmal gelingt dieser Schritt nicht. Der Unrat landet dann auf einer Deponie: störende Dinge, zu denen mir die Fragen fehlen. Sie sind mindestens so wertvoll wie die Antworten, die nach landläufiger Meinung die Wissenschaften zu geben haben.



Wissenschaft

Perspektive

\$16.8

In Frage stellen

\$788

Hypothese

3559499

254466321

479

32

Ungewissheit

Analyse

\$ 479

Das Abenteuer des Lernens

von Verena Lenzen

Im Jahre 1743 meldete sich der vierzehnjährige Moses Mendelssohn, Sohn eines armen Synagogendieners und Thoraschreibers, am Rosenthaler Tor zu Berlin. Aus seiner Geburtsstadt Dessau zu Fuss gekommen, bat er um Einlass, der ihm auch bewilligt wurde. So findet sich im Journal für diesen Oktobertag die knappe Eintragung: «Heute passierten das Rosenthaler Tor sechs Ochsen, sieben Schweine, ein Jude.» Der fremde Neuankömmling wurde nicht abgewiesen, weil er den Wachtposten mit seiner Antwort verblüffte. Befragt, was er denn in Berlin wolle, sagte der Junge nur ein einziges Wort: «Lernen».

Die Geschichte wurde Legende und schrieb Geschichte. Mendelssohn wurde zum Wegbereiter der jüdischen Aufklärung. Er suchte das traditionelle jüdische Wissen mit der profanen europäischen Bildung zu verbinden, ohne die, so war ihm bewusst, weder die Emanzipation noch der Eintritt des Judentums in die moderne westliche Gesellschaft gelingen würden.

Seinen revolutionären Klang hat das Wort «lernen» fast verloren. «Lernen, lernen und nochmals lernen!» – zum magistralen Imperativ erstarrt, erscheint Lernen eher als öde Pflichtübung denn als befreiende Kraft und schöpferische Chance zur Entfaltung, Bewahrung und Veränderung. Doch weder das Lernen noch das Lesen lassen sich systematisch verwalten, in Credit Points hochrechnen und in einer artifiziiellen Arithmetik als Zeitaufwand vermessen. Lernfreude darf nicht in Leistungsangst ersticken, denn man sollte nicht vergessen, wie Erich Kästner ironisch anmerkte, dass der Mensch lernen kann, und nur die Ochsen büffeln.

Seinen tieferen Sinn offenbart das Wort «lernen» in der etymologischen Verwandtschaft mit «lehren» und «leisten», was ursprünglich «nachspüren, einer Spur nachgehen» bedeutet. Diese Einheit von Lehren und Lernen und jene kriminalistische Neugier und Entdeckerfreude des Lernprozesses gilt es zurück zu gewinnen.

«Das Lernen muss ein Abenteuer bleiben, sonst ist es totgeboren.» Für Elias Canetti schien Lernen identisch mit Leben, so wie es sein sollte: «ein Lernen in Verwandlung»

gen, ein Lernen in Lust». Damit reiht sich Canetti in eine lange jüdische Tradition ein, die auf die Erhellung des Worts, der Schrift zielt und in einem nie versiegenden Fluss des Kommentierens die eigene Stimme und eine neue Sprache freisetzt.

Zur Bildung gehört Ausbildung, und diese erfordert die Aneignung fachlicher Inhalte und wissenschaftlicher Standards. «So ein bisschen Bildung zielt den ganzen Menschen», möchte man mit Heine süffisant hinzufügen. Doch nicht alles Wissenswerte kann gelehrt werden. Ohne existentiellen Bezug und Austausch mit dem Leben verdorren Wissen wie Wissenschaft zur trockenen Theorie. Ein Studium kann durch die Schulung von Analyse, Reflexion, Kritik, originärem Denken und Wissenserwerb das Leben bereichern und vertiefen, und zum besten Berater und Begleiter in allen existentiellen Fragen werden.

Es gibt bestimmte Leitwerte, die ich für die Wahl eines Faches oder eines Themas und gleichermaßen für das Studieren, Lehren, Forschen und Schreiben hervorheben würde.

Da ist zum Beispiel die *Ausdauer*, der lange Atem, den die Wissenschaft und die Kunst brauchen. Tolstoi soll sein Opus magnum *Krieg und Frieden* siebenmal – im Stehen – geschrieben haben. Auf der Frankfurter Buchmesse präsentierte sich einmal ein kleiner bibliophiler Verlag mit dem Motto: «Qualität kommt von Qual.» Die grossen Dichterbiographien zeugen vom Ringen um das Wort, von der oft qualvollen Suche nach dem berühmten ersten Satz auf der weissen Seite.

Mut zur Originalität ist wohl die Lebensader jeder Wissenschaft und aller Künste. Leicht gesagt, viel verlangt, im «Zeitalter der Reproduzierbarkeit». Ein nicht geringer Teil des Studienbetriebs endet in einem rezeptiven Verdauungsvorgang. In seinem Roman *Bouvard et Pécuchet* setzte Gustave Flaubert seine zwei liebenswerten, wissensdurstigen Protagonisten einer Odyssee im Reich der Wissenschaften aus, herumirrend zwischen Theologie, Geschichte, Jurisprudenz und Medizin. Am Ende überkommt ein faustischer Ekel vor allem Wissen und jeder Wissenschaft die pensionierten Schreiber. Der Roman, der unvollendet blieb, sollte nach Flauberts Skizzen am Ende die beiden Biedermänner zeigen, wie sie sich über ihr Pult beugen und abschreiben, kopieren und kopieren, die Kopien registrieren, nummerieren, katalogisieren... «*Nicht darüber nachdenken! Schreiben wir es ab!*» Manchmal, in den Stunden leichter Niedergeschlagenheit, nach Konferenzen durch Korridore mich und die Akten schleppend, kommt mir diese Schlusszene in den Sinn.

Als ich mich, entgegen allen Erwartungen und Einwänden, für das Studium der Juda-
istik entschied, folgte ich meinem ureigensten Interesse. Es war, und darauf bin ich
noch heute stolz, allein meine Wahl, frei von jeder Fremdbestimmung und allen fami-
liären Vorgaben, frei von modischen Studientrends und einer pragmatisch engstirn-
igen Berufsorientierung. In allen meinen geisteswissenschaftlichen Studienfächern,
ob Germanistik, Theologie, Philosophie oder Pädagogik, faszinierten mich vor allem
die Fragen nach dem Judentum, nach seiner Geschichte, Religion, Ethik und Litera-
tur, und noch heute eröffnet mir die Wissenschaft des Judentums wie eine kleine
Universität viele Fakultäten und Fächer, alle historischen Epochen und geographi-
schen Räume umfassend.

Was zählt, ist die eigene *Überzeugung*. Man muss überzeugt sein, von dem, was man
wählt, was man studiert oder doziert. Ohne wissenschaftliche Hingabe, ohne Lei-
denschaft und Lust an der Erkenntnis werden Lernen wie Lehren zu einem hohlen
Gefäß. Allen hochschulpolitischen Tendenzen zum Trotz, welche Wissenschaft und
Bildung ökonomischen Zwängen und Statistiken unterwerfen, entscheidet nach
meiner Erfahrung letztlich das Maß an Überzeugtsein. Dann stellt sich auch Erfolg
ein, nicht als karrieristisches Ziel, sondern als Folge einer engagierten Einlassung.
Denn wie's in Lichtenbergs *Sudelbüchern* so schön heisst: «Ohne Liebe für eine Sa-
che ist eine Interpretation oder Analyse derselben barer Unsinn.»

Zwei, drei Dinge, die mir in der Geschichtswissenschaft wichtig sind

von Aram Mattioli

Ohne inneres Feuer für einen Gegenstand geht in der Werkstatt des Historikers gar nichts. Denn in Archiven, Bibliotheken und am Schreibtisch selbstdiszipliniert und einsam zu arbeiten, ohne dass einen das Thema wie von selbst durch Monate des Nachdenkens und Schreibens trägt, würde an moderne Selbstkasteiung grenzen. Wie aber lässt sich das innere Feuer für ein historisches Thema entfachen und über eine längere Zeit am Lodern lassen? Das ist eine Frage, auf die ich nur eine persönliche Antwort weiss. Entscheidend ist für mich bereits die Wahl des Themas. Diese muss absolut frei und autonom erfolgen und freilich etwas mit mir selber zu tun haben. Als politischer Mensch, der William Faulkners Erkenntnis «The past is not dead. In fact, it's not even past.» stets für richtig hielt, habe ich seit meinem Studium einen Hang zu gegenwartsnahen und eher brisanten Forschungsthemen an den Tag gelegt – und bin damit bislang nie schlecht gefahren. So zu arbeiten, heisst natürlich, einen Beitrag zur Selbstaufklärung unserer Gegenwartsgesellschaft leisten zu wollen.

Darüber hinaus hat Clio, die Muse der Geschichte, unsere Disziplin mit ein paar grundsätzlichen Reizen ausgestattet. Geschichte ist keine antiquarische Gräberkunde, kein totes Wissen von toten Dingen. Sie steht immer in einem Bezug zur Gegenwart, und mehr noch: Geschichte ist eine privilegierte Form, in der gegenwärtige Gesellschaften über sich selbst nachzudenken pflegen. Dass Geschichte ein unendlicher Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit ist, bedeutet auch, dass es keine ein für allemal feststehenden historischen Wahrheiten und nur vorläufige Deutungen gibt. Geschichtswissenschaft ist eine suchende und stets nur vorläufig findende Denkbewegung. Sie kommt nie über den Stand von Zwischenbilanzen hinaus, weil sich historische Themen niemals erschöpfend und schon gar nicht abschliessend behandeln lassen.

Gerade weil historisches Wissen stets standortabhängig ist, tun Historiker gut daran, sich nationalen Erinnerungsgemeinschaften und dem aktuellen Forschungsstand gegenüber als eine Art Mythenjäger zu verhalten. Denn die Aufgabe des Historikers besteht nicht im Bestätigen von bisherigen Ansichten, sondern gerade in ihrer kritischen Überprüfung und wissenschaftlich abgesicherten Revision. «Es gibt in

der Tat einen Schutt der Geschichte, der die Gegenwart belastet und die Zukunft verstellt, und den wegzuräumen oder vielmehr aufzuräumen immer wieder, heute vielleicht dringender denn je, im Interesse der Menschheit, ihrer Zukunft, ja ihres Überlebens liegt.»), hat der bedeutende Schweizer Historiker Herbert Lüthy 1969 betont. Kurz gesagt, Geschichte ermöglicht es in einem hohen Masse, ein Querdenker zu sein, immer vorausgesetzt natürlich, das man die handwerklichen Regeln und die wissenschaftlichen Standards beachtet.

Ewig jung erscheint mir die Historie noch aus einem anderen Grund. In der Historie gibt es einen Vorrang der Empirie vor der Theorie. Wenn die Theorie nicht zur Empirie passt, ist die Theorie falsch und nicht umgekehrt. «Grand Theory will come and go. But research and scholarship will endure.», schrieb uns der amerikanische Filmwissenschaftler David Bordwell ins Stammbuch. Clio liebt freie und findige Geister, die der Polyphonie der Vergangenheit immer differenziertere Antworten abringen und nicht einzig das in ihr aufspüren, was ihnen ihre wissenschaftliche Vorannahmen und abstrakte Grosstheorien in die Feder diktiert haben. Gute Historiker sind stets bereit, neue Pfade der Erkenntnis zu beschreiten und treten nie mit dem Gestus auf, dass sie gerade dabei sind, die grossen Welträtsel zu lösen. Geschichte betreiben bedeutet, die Vergangenheit nicht in Zwangskorsette zu schnüren, sondern sich ihr auf methodisch kontrollierte Weise anzunähern, im Wissen darum, dass der Historiker letztlich dem Sisyphos der Legende gleicht. All dies und ein paar Dinge mehr (wie die zentrale Rolle von darstellerischer Form, Stil und Sprache) macht das Fach für mich zur interessantesten wissenschaftlichen Disziplin überhaupt.



?

Von Scheinriesen und der Kraft der Disziplin

von Roland Norer

In Michael Endes Geschichten von Jim Knopf reist der Titelheld mit Lukas dem Lokomotivführer und der Lokomotive Emma unter anderem auch ans «Ende der Welt» zum Scheinriesen Tur Tur. Dieser erscheint von Ferne als riesiges Lebewesen, aber je näher man kommt, desto kleiner wird er. Nur wer sich ganz nah an ihn heranwagt, erkennt, dass er genauso gross ist wie jeder normale Mensch. Mir scheint, das ist nicht nur ein bezauberndes Bild für viele anfangs schier unüberwindlich erscheinende Probleme des Lebens im Allgemeinen, sondern insbesondere auch für die Wissenschaft. Gerade Studienanfänger und -anfängerinnen mögen ein Universitätsstudium – und da speziell die Forschung – als ein solches Monstrum empfinden, das zu Beginn so gar nicht bezähmbar erscheint. Auch ich als von Berufs wegen Forschender empfinde das oft so. Da wird man mit einem Thema konfrontiert oder stellt sich selber Fragen, deren Beantwortung nicht einfach mit einem Blick in bereits Gedachtes erfolgen kann. Manchmal studiert man lange die sogenannte Literatur, hangelt sich von Nachweis zu Nachweis, nutzt das Internet in allen erdenklichen Richtungen und sucht Kontakt zur Praxis «da draussen» (Gespräche mit Betroffenen, Auskünfte von Behördenvertretern, Sichtung von Materialien etc.), um letztlich feststellen zu müssen, dass der fehlende Gedanke eben noch nicht gedacht, das einen interessierende Problem noch nicht gelöst und die vielleicht entscheidende Frage noch nie gestellt, geschweige denn beantwortet worden ist.

Romantisch gesprochen betritt man in gewisser Weise Neuland. Man stösst mit seiner Forschernusschale in neue Ozeane (und seien die noch so klein) vor. Das ereignet sich bei uns Juristen meist weniger spektakulär als bei den Entdeckern der Neuzeit, den Naturwissenschaftlern im Labor oder den Archäologen im Grabungsfeld. Es passiert vielmehr – zumindest bei mir – am Schreibtisch und ausschliesslich dort. Sextant ist der PC, Pipette ist der Bleistift und Schaufel ist das Papier. Es ist ein Erfassen der vorhandenen Grundlagen, ein Ordnen und Systematisieren, ein Abwägen und manchmal auch ein zu Ende Denken.

Spätestens bei der Masterarbeit wird sich auch der Studierende in diese Entdecker- und Forscherposition begeben müssen. Um dann leere Seiten tatsächlich füllen zu können, bedarf es meiner Erfahrung nach noch vor allem einer – zugegeben eher

langweilig anmutenden – Eigenschaft: nämlich Disziplin. Ich meine damit Beharrlichkeit und Genauigkeit genauso wie einen Schuss Selbstquälerei. Nur wer, im Idealfall von Neugierde und Entdeckergeist getrieben, bis zuletzt aushält kann auch das rettende Ufer erreichen. Nur wer über das nötige Sitzfleisch verfügt und gewillt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird letztlich wissenschaftlich reüssieren.

Nähe und Disziplin. Auch grosse und ehrenvolle Forschungsleistungen gewinnen eine beruhigende Dimension, wenn man nur nahe genug hinschaut. Wissenschaftler sind zumeist gar keine unnahbaren Geistesgrössen, sondern Menschen, die – im Gegensatz zu den Studierenden – nur schon viel mehr gelesen und gelernt, zusammengedacht und fortgeschrieben haben. Für einen Erkenntnisgewinn – und sei es auch nur ein kleiner – ist es nicht notwendig, über ein ausserordentliches Gehirnleistungsvermögen oder besonderen Wagemut zu verfügen, es genügen Disziplin und eine Prise Neugierde. Jeder Gigant entpuppt sich bei dieser Herangehensweise als blosser Scheinriese. Jede Wissenschaft wird menschlich und erfassbar und auch sympathisch fehlbar. Und das gilt ebenso für jedes Studium, und führte es auch zu Herrn Tur Tur ans «Ende der Welt».

...spiel, Skifab, ...
...nd Fashionaut oder Pilot ...
...die diesen ...
...garderobestrom auf ...
...Konstak ...
...Barbie beka ...
...bewohne ...
...köstlich ...
...zum Glück auf ...
...Für u ...
...es ...
...die ganze ...
...die ganze ...
...zurzeit ...
...drei ...
...wobei alle ...
...Frä ...
...Früchte sind ...
...unserer ...
...haken ...
...jede ein ...
...Purpurnen ...
...ablen ...
...gründete ...
...alle Puppen aus den ...
...in ...
...Vor den Vitamin-C ...
...Bereits eine Frucht ...
...Speisenbedarf. ...
...bedeut den Tagesbedarf. ...
...in ...
...Noch eine Anmerkung zur ...
...19.8 Prozent ...
...unter ...
...hohe ...
...bei klarem ...
...gemessen. Der ...
...wurde am 12. ...
...eine ...
...minieremanti- ...
...sein ...
...wir ...
...Ums ...
...hat ...
...um ...



Neugier beim juristischen Schreiben

von Jörg Schmid

In den nachfolgenden Überlegungen äussere ich mich zur *rechtswissenschaftlichen Forschung*, die ich hier als schriftstellerische Tätigkeit verstehe, also den juristischen Unterricht ausklammere. Auf Grund meines Fachgebiets folge ich hierbei der privatrechtlichen Perspektive und habe eines meiner laufenden Forschungsprojekte im Hinterkopf: die «klassische» vertragsrechtliche Frage der Rechtsfolgen bei Vertragsverletzungen («Recht der Leistungsstörungen»).

Ausgangs- und Angelpunkt des juristischen Schreibens ist für mich regelmässig *wissenschaftliche Neugier*. Neben ganz bestimmten Lebensereignissen, «merkwürdigen» publizierten Gerichtsurteilen des In- und Auslands oder Gesprächen mit Fachkollegen oder Praktikern beeinflussen mich vor allem zwei Elemente bei der Themenwahl: Einerseits muss das Thema (hier: «Folgen der Vertragsverletzung») eine juristisch-dogmatische Herausforderung darstellen, und andererseits muss die Fragestellung auch praktische Relevanz aufweisen. Beides ist für mich unerlässlich: Ein «rein theoretisches» Thema zu untersuchen, fände ich freudlos; einer rein praxisorientierten Abhandlung würde der dogmatische Tiefgang fehlen. Vor allem aber darf das Thema nicht von aussen vorgegeben, sondern muss selbst gewählt sein: keine «Auftragsarbeit», sondern echter Ausdruck der Forschungsfreiheit.

Die nächsten für mich unabdingbaren Voraussetzungen des wissenschaftlichen Schreibens sind die *Freude an der Vertiefung und am Hinterfragen*. Zu den klassischen Fragen der juristischen Dogmatik existiert bereits eine Fülle von Judikatur und Literatur, was für den Autor Lust und Last zugleich bedeutet. Im Internet-Zeitalter, wo in- und ausländische Texte relativ rasch greifbar sind, ist eine kritische Gewichtung der vorhandenen Quellen mehr denn je ein Gebot der Stunde. Auch nach einer solchen Triage verbleibt eine beträchtliche «Knochenarbeit», allein schon was die Verarbeitung der Urteile der schweizerischen Gerichte angeht. Hilfreiches Reservoir bildet für mich hierbei ein persönliches Archivierungssystem, für das ich seit Jahren und laufend Material zum ausgewählten Forschungsthema sammle – mit wertvoller Hilfe meiner Mitarbeitenden. Ein Reiz des Schreibens besteht sodann vor allem darin, «etablierte» Gemeinplätze zu hinterfragen. Welcher Autor hat tiefer gegraben als andere und welches Gericht hat sich originelle Gedanken gemacht? Über-

zeugen die verwendeten Argumente, oder haben Autoren und Gerichte Positionen ihrer Vorgänger kritiklos übernommen? Wurden auch ausländische Quellen verarbeitet (Rechtsvergleichung)? Welche Aspekte des Themas (hier: welche Fälle von Leistungsstörungen) sind nach allgemeinen vertragsrechtlichen Grundsätzen zu lösen, und wann sind – aus welchen Gründen – Ausnahmen am Platz? Dieser Diskussionsprozess findet regelmässig nicht nur «im Studierzimmer» statt, sondern bezieht Gespräche mit Fachkollegen und Praktikern ein.

Erst ein vertieftes, hinterfragendes Forschen schafft in meinen Augen die Voraussetzungen dafür, um *eigene Ideen* und damit auch *Gerechtigkeitsgedanken* ins Spiel zu bringen, namentlich im zentralen Spannungsfeld zwischen Vertragsfreiheit und Vertragsgerechtigkeit. Ich versuche, solche Wertungen offen zu legen und besonders sorgfältig zu begründen – und hoffe dabei wie jeder rechtswissenschaftliche Forscher auf Akzeptanz in Wissenschaft und durch die Gerichte. Auch hier können rechtsvergleichende Argumente (also solche, die sich aus der Untersuchung ausländischer Rechtsordnungen ergeben) besonders wertvoll sein.

Alle diese inhaltlichen Anliegen vollziehen sich über das Medium der (geschriebenen) Sprache. Ich erachte daher die *Freude an der Sprache* als weiteres zentrales Element für ein erfolgreiches wissenschaftliches Forschen. Das Ringen um sprachliche Präzision muss sich hierbei paaren mit dem Bemühen um Verständlichkeit, denn eine Wissenschaft, die von den Leserinnen und Lesern nicht verstanden wird, verfehlt ihren Zweck. Um diese sprachliche Richtigkeit, Verständlichkeit und Angemessenheit sicherzustellen, den Entwurf also gründlich (regelmässig mehrfach) zu überarbeiten, plane ich ausgiebig Zeit ein. Sind die Aussagen präzise, aber dennoch verständlich? Bleibt der rote Faden dauernd sichtbar? Hierbei ist es für mich wichtig zu sehen, wie der Text entsteht und sich fortentwickelt – eine Herausforderung, die ich am Computer löse und bei der ich selbst für den ersten Entwurf auf das Diktafon verzichte. Der Umgang mit der Sprache – zusammen mit den zu treffenden Wertungen – macht aus meiner Sicht das wissenschaftliche Schreiben denn auch zu einer höchstpersönlichen Aufgabe des Autors.

Wissenschaftliches Forschen setzt sodann und nicht zuletzt *Ruhe, Zeit* und *ein stimmiges Umfeld* voraus. An Tagen hektischer Alltagsarbeit fällt meine Forschungsausbeute sehr gering aus. Besonders wertvoll ist demgegenüber längere Forschungszeit «am Stück», etwa in den Sommermonaten und in den Forschungssemestern. Hier werden neue Ideen geboren und grössere Projekte fertig gestellt

oder doch wesentlich vorangebracht. Das Schreiben vollzieht sich bei mir nicht nur im Büro, sondern auch und zeitweise sogar besser im Arbeitszimmer zu Hause oder als Gast in Forschungseinrichtungen des Auslands. Als wichtige Elemente eines erfolgreichen, stetigen Forschens erachte ich sodann einen selbst gewählten Rhythmus, den ich strikt einzuhalten versuche, der aber auch Pausen, ja sogar Spaziergänge beinhaltet. Denn auch für mich gilt die Regel, dass Ingredienzen wie frische Luft, Sonne und Regen, ein harmonisches Umfeld (mit Familie, Freunden und Hobbies) und innere Zufriedenheit entscheidend zum Gelingen wissenschaftlicher Forschung beitragen.

In Farbe denken

von Franco Taisch

Es gibt wohl keine allgemeingültige Arbeitsphilosophie. So individuell, wie die Menschen selbst sind, so individuell ist auch die Art und Weise, wie sie (wissenschaftliche) Arbeit angehen. Und das ist gut so. Denn auch hinsichtlich Arbeitsweisen gilt, dass Diversität eine wichtige Erfolgsgrundlage heutigen Arbeitens ist. Darum will und kann ich (angehenden) Studierenden keine Rezepte liefern. Was ich aber kann, ist, Sie, liebe Studierende, einladen, die eine oder andere meiner Erfahrungen auszuprobieren. Dabei werden Sie auch feststellen, dass Vieles eigentlich offensichtlich und oft einfach gesunder Menschenverstand ist. Wagen Sie sich auf eine Entdeckungsreise und Sie werden ohne Zweifel ihre individuelle Arbeitsphilosophie finden. Denken Sie in Farbe! Setzen Sie zu Beginn einer Arbeit Ihrem Denken keinerlei Schranken. Wenn Sie zu schnell direkt auf den – vermeintlich – massgebenden Punkt zusteuern, verpassen Sie, meiner Erfahrung nach, sich öffnende neue Wege und vergeben sich innovative Lösungsansätze. Es lohnt sich in dieser Phase des Arbeitens, bewusst alle Farben des Denkspektrums zuzulassen.

Dabei werden Sie eine Welt voller Paradoxa erleben und lernen, in Ihrer Arbeit zwischen diesen Paradoxa zu navigieren. Ich habe immer wieder erleben dürfen, dass je besser einem das Erkennen und Navigieren zwischen Paradoxa gelingt, desto besser auch das Arbeitsergebnis ausfällt.

Die Welt präsentiert sich heute als ein mehrdimensionales komplexes System. Wir kommen nicht umhin, mehrdimensional und systemisch zu denken. Mehrdimensional auf der Zeitschiene, d.h. von Vergangenheit bis Zukunft. Mehrdimensional aber vor allem auch vom Blickwinkel her, d.h. keine eindimensionale Silosicht einer vermeintlich «richtigen» Disziplin, sondern interdisziplinäres Schnittstellendenken wird unsere Welt in Zukunft prägen. Systemisch denken bedeutet sodann, grössere und kleinere Systeme immer wieder zu einander in Relation zu bringen. Dabei gilt es, Zusammenhänge und gegenseitige Beeinflussung zu erkennen, zu untersuchen und zu verstehen. Auch versuche ich immer, trotz hoher systemischer Komplexität zu vereinfachen und trotz hoher Geschwindigkeit der Systeme zu entschleunigen. Das Zentrale wird so manchmal plötzlich kristallklar. Es ist in diesem Zusammenhang auch wichtig, in einem stetigen Dialog zwischen Detail- und Adlersicht zu bleiben. Sonst verliert man sich im Detail oder schwebt davon.

Vielleicht erstaunt in einem wissenschaftlichen Umfeld Folgendes: Lassen Sie Emotionen beim Arbeiten zu. Ich habe vielfach schon erlebt, dass die wissenschaftliche Argumentation – auch – die Begründung einer vorgelagerten emotionalen Erkenntnis sein kann. Lässt man Emotionen zu, so nähert man sich einer Fragestellung einfach von einer anderen Seite her, was zu überraschenden neuen Ergebnissen führen kann. Kombinieren von eher rationalen Instrumenten wie Disposition oder Brainstorming mit anderen Instrumenten wie Skizzen und Zeichnungen öffnet diesbezüglich schon einmal das Farbenspektrum. Emotionen bewirken schliesslich auch Leidenschaft und die ist notwendig, wenn Sie etwas wirklich gut machen wollen.

Ganz wichtig ist auch, beweglich zu bleiben. Geistig und emotional. Dies beinhaltet durchaus die Bereitschaft, schmerzlich Erarbeitetes über Bord zu werfen, wenn sich ein neuer, anderer, besserer Weg auftut. Nur so bleiben sie nicht in der Sackgasse des Höhlenforschers stecken. Mir hilft regelmässig physisches Bewegen. Aufstehen, im Raum auf und ab gehen, spazieren, den Arbeitsort wechseln usw. Qua Arbeitsort übrigens: Gestalten Sie Ihren Arbeitsort im Rahmen des Möglichen angenehm. Wenn Sie sich wohl fühlen, entstehen bessere Ergebnisse. Die notwendige Beweglichkeit wird auch dadurch gefördert, dass wechselnde Reize bewusst eingesetzt werden. So werden Synapsen und Emotionen aktiv beeinflusst, was einen spannenden Farbenwechsel im Denken einleiten kann. Machen Sie zur Abwechslung auch schlicht etwas anderes als zu arbeiten und manchmal auch gar nichts.

In unserer Wissensgesellschaft wird erwartet, dass man schon alles weiss. Nun, das einzige, was wir wissen, ist ja aber bekanntlich, dass wir nichts wissen. Also: stellen Sie Fragen. Nur so kommen sie in Ihrer Arbeit wirklich weiter. Scheuen Sie sich nicht, vermeintlich dumme Fragen zu stellen. Auch heute bin ich in Gremien und Arbeitsgruppen noch oft derjenige, der solche dummen Fragen stellt. Fragen stellen heisst auch, Übernommenes zu hinterfragen. Übernehmen Sie nie etwas, das Sie nicht bis ins Detail verstanden und als richtig befunden haben. Zum einen kann es schlicht falsch oder ungenau sein, zum anderen verwenden Sie es vielleicht an der falschen Stelle oder im falschen Zusammenhang. Ja, und wagen Sie auch, das Undenkbare zu fragen und zu denken. Aus Fragen entsteht regelmässig auch ein iterativer Dialog. Tauschen Sie sich aus. Kommunizieren und reflektieren Sie mit anderen. Mir haben Gespräche mit andern schon so oft den Weg frei gemacht.

Schliesslich verzweifeln Sie bei der Arbeit nicht am immer wieder aufkommenden Nebel. Es gibt in meiner Erfahrung keine (wissenschaftliche) Arbeit, die nicht durch ganze Kaskaden von Nebelbänken führt. Wenn Sie unbeirrt weiter gehen, klärt der Nebel früher oder später auf und Sie finden sich auf einer höheren Stufe des Aufstiegs zum Gipfel. Und es ist ok, wenn die nächste Nebelbank schon wartet.

Beginnen Sie früh, farbiges Denken in ihre individuelle Arbeitsweise einfließen zu lassen. Es macht Spass – eine Grundvoraussetzung erfolgreichen Arbeitens.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

(die Autorinnen und Autoren der Texte forschen und lehren an der Universität Luzern)



Paolo Becchi

Prof. Dr., Ordinarius für Rechts- und Staatsphilosophie.

Arbeitsschwerpunkte: Rechtsphilosophie Hegels; die Philosophie der Aufklärungszeit und die Kodifikationsgeschichte des 18.–19. Jh.; Themen der Bioethik und des Medizinrechts.



Bettina Beer

Prof. Dr., Ordinaria für Ethnologie.

Arbeitsschwerpunkte: Transkulturelle Beziehungen und Migration; Verwandtschaft; Politik- und Rechtsethnologie; Ethnologie der Sinne; Geschichte der Ethnologie. Regionale Spezialisierungen: Ozeanien (Papua-Neuguinea); Südost-Asien (Philippinen); Deutschland.



Lucas Burkart

Prof. Dr., SNF-Förderungsprofessor für Geschichte mit Schwerpunkt Mittelalter und Frühe Neuzeit.

Arbeitsschwerpunkte: Stadt-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters; Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance; Geschichte der visuellen Kultur; Wahrnehmungsgeschichte; Mittelalterliche Geschichte Italiens und Roms; Wissenschaftsgeschichte.



Andreas Eicker

Prof. Dr., Ordinarius für Strafrecht und Strafprozessrecht.

Arbeitsschwerpunkte: Architektur und Wandel des Strafrechts, Strafrechtsdogmatik, Prozeduralisierung des Strafrechts und Strafprozessrecht, Verwaltungsstrafrecht und Techniken wissenschaftlichen Arbeitens.



Paul Eitel

Prof. Dr., Ordinarius für Privatrecht. Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg i.Ü. Rechtsanwalt.

Arbeitsschwerpunkt: Erbrecht.



Christoph Hoffmann

Prof. Dr., Ordinarius für Wissenschaftsforschung.

Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Theorie der Wissenschaften; Lebenswissenschaften; Geistes- und Sozialwissenschaften; Schreiben und Forschen; Literatur und Wissenschaft; Medienexperimente.



Verena Lenzen

Prof. Dr., Ordinaria für Judaistik, Theologie und Christlich-Jüdisches Gespräch.

Arbeitsschwerpunkte: Jüdische Philosophie; Jüdische Kultur- und Religionsgeschichte der Neuzeit; Jüdisch-christlicher Dialog; Deutsch-jüdische Literatur.



Aram Mattioli

Prof. Dr., Ordinarius für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste Zeit.

Arbeitsschwerpunkte: Faschismus in Italien; Antisemitismus; Kolonialismus; Totalitarismus und Architektur.



Roland Norer

Prof. Dr., Extraordinarius für Öffentliches Recht und Recht des ländlichen Raums.

Arbeitsschwerpunkte: Verwaltungsrecht, Recht des ländlichen Raums und Agrarrecht, Raumplanungs- und Umweltrecht.



Jörg Schmid

Prof. Dr., Ordinarius für Privatrecht und Privatrechtsvergleichung.

Arbeitsschwerpunkte: Allgemeines und besonderes Vertragsrecht; Sachenrecht; Beurkundungsrecht; Privatrechtsvergleichung.



Franco Taisch

Prof. Dr., Ordinarius für Wirtschaftsrecht. Titularprofessor für Finanzmarktrecht und Legal Management, Rechtsanwalt, Leitender Direktor des IFU|BLI Institut für Unternehmensrecht.

Arbeitsschwerpunkte: Schnittstelle zwischen Wirtschaftsrecht und Ökonomie und Zusammenhänge zwischen Unternehmensführung und Recht. Rechtliche Struktur von Unternehmen und deren Beziehungen zu ihren Anspruchsgruppen entlang der Lebensphasen eines Unternehmens; Finanzmarkt und dessen Regulierung im Spannungsfeld zum Wettbewerb; Corporate Governance.



Rahel Winiger

Freischaffende Illustratorin.

www.rahelwiniger.ch

Universität Luzern
Zentrum Lehre
Frohburgstrasse 3
Postfach 4466
CH-6002 Luzern
www.unilu.ch

ISBN 978-3-033-02892-0